



Mondblut–Memoiren

Das Geheimnis der Tannhain-Juwelen

Leseprobe

Vera Sator
sartora

Mondblut, Memoiren

Das Geheimnis der Tannhain-Juwelen

Vera Sator

Albonien-die Waldwelt



West-Albonien

- albAlbranos - Ahornwälder
- albIglkltan - Kiefernwälder
- albLentaxian - Lärchenland
- albKurenian - Schafswäiden
- albZellorian - Tauntenland
- albDostavian - Weimwald
- albSetran - Südland
- albPasavian - palmenland



Ost-Albonien

- albUhooban - Eichenhain
- albAxolan - Zwischenwälder
- albVentarian - Weidenwälder
- albKollan - Ulmenwälder
- albZrelbandian - Eifenwälder
- albAndean - flaches Land
- albOuzian - Gebiegsland
- albSlequegian - Pappelland
- albSethourian - Küstenecke





Der Sturm

Von allen Seiten waren die großen, schwarzen Wolken herangezogen, um das Blau des Himmels zu verdecken und den Tag zur Nacht zu machen. Der Regen peitschte gegen die Reling. Selbst der Horizont war hinter einer Wand aus dicken Wolken und Regenschleiern verschwunden, so dunkel war es. Der Wind fuhr zwischen die Segel, welche die durchnässten Seemänner mit letzter Kraft einholten. Das Schiff schaukelte, wurde jäh nach vorn gerissen und schon wieder zurück. Es schnellte über die aufgewühlte See, stürzte in Wellentäler hinab und wurde im nächsten Moment von ihnen emporgehoben. Blitze zuckten über den Himmel und erhellten die See gerade lange genug, dass der Seemann, der ans Steuerrad geklammert an Deck stand, das ganze Ausmaß des Sturms in epischer Breite sehen konnte. Seine Kleidung war nass; sie klebte auf der Haut. Sein Hut war schon längst davongeflogen, während das Wasser aus seinen Stiefeln oben und unten herauslief. Der Rudergänger war konzentriert und blickte auf die schäumenden Wellen. Er ließ sein Steuer nicht los – nicht einmal, um sich die langen Haare aus dem Gesicht zu wischen, die an der Stirn klebten und sich immer wieder vor seine Augen schoben. Er wusste, seine Kameraden mühten sich auf dem Deck ab, doch er konnte sie kaum erkennen. Er schrie Befehle, die der Wind augenblicklich

ergriff und weit wegtrug. Ein ohrenbetäubender Donner brach und im nächsten Augenblick flog ein leeres Fass haarscharf an seinem Kopf vorbei. Er hatte jedoch keine Zeit, seine Männer wütend zu beschimpfen, weil sie die Fracht nicht ausreichend gesichert hatten, denn Wind und Wasser spielten mit seinem Schiff wie Kinder in einer Pfütze mit einer Nusschale. Mit voller Kraft und so laut er konnte, brüllte der Seemann den Elementen einen Kampfessschrei entgegen. Der Sturm erwiderte diesen Schrei und ließ seine Winde fortan noch vehementer durch die Lüfte heulen.

Das Toben des Unwetters war auch vom Hafen aus zu sehen. Aria Isabella von Krotig saß auf dem Fenstersims des Hauses der Hafenwache und starrte durch die von Regentropfen verschleierte Scheibe hinaus aufs Meer. Immer wieder zuckten Blitze über den Himmel und erhellten die tosende See. Kurz darauf grollte der Donner.

Aria langweilte sich. Ihre Eltern verbrachten die regnerischsten Monate des Jahres hier in der Stadt und waren damit beschäftigt, sich in der Oberschicht der Gesellschaft auf Bällen, zum Tee oder zu anderen Aktivitäten, wie sie nur Reiche zum Zeitvertreib veranstalteten, zu präsentieren. Das Mädchen jedoch vermisste den heißen, trockenen Sommer und ihre Walnussplantage auf dem Land, wo sie immer Arbeiten zu erledigen hatte, Wälder zu erforschen, Baumhäuser zu bauen oder Frösche am kleinen Teich zu fangen. In der Stadt konnte sie nur in feinen Kleidern über die Märkte streifen, mit den Damen durch den Park spazieren oder sich in feinen Restaurants zum Essen treffen. Sie war sieben Jahre alt und konnte den Sinn von sauberen, schicken Kleidern, höflichen – aber unehrlichen – Konversationen beim Essen und dem stundenlangen Frisieren der Haare noch nicht verstehen. Wenn die Erwachsenen beisammensaßen, redeten die Frauen vornehmlich über Schmuck, ihre Haare und Männer. Die Männer ihrerseits diskutierten über den Krieg.

König Arl hatte albPortavinan, das Hafenland mit seinen Weinreben, längst eingenommen. Das war noch vor Arias Zeit. Jetzt zog er die jungen Männer ein, um die Grenzen seines Landes auszuweiten. Mit einem Seufzer presste sie die Stirn gegen die Scheibe und beobachtete

die Regentropfen, die fest an das Glas schlugen und langsam daran nach unten kullerten. Sie stellte sich vor, dass etwas sie jagen und die kleinen Tropfen um ihr Leben rennen würden. Gebannt verfolgte sie, welche Tropfen ihre Flucht schafften und seufzte leise, wenn einer von ihnen zu langsam war. Vom Krieg verstand sie genauso wenig wie von schicken Kleidern. Noch einige Jahre würden vergehen, bevor sie sich für das Schicksal ihrer Welt interessieren würde.

So saß sie an diesem stürmischen Tag in der Hafenwache, während sie drei walnussgroße Murmeln – eine blaue, eine grüne und eine gelbe – in der Hand hatte, die sie geschickt durch ihre Finger gleiten ließ. In Wirklichkeit waren die drei Murmeln durchsichtig. Die Farben zogen sich wie Tintenfäden in einem Wasserglas durch ihr Inneres. Manchmal änderte sich die Struktur der Fäden auf wundersame Weise. Die blaue, deren Farbe an manchen Stellen von dünnen, weißen Schlieren durchwoben war, fühlte sich kühl an. Die gelbe, die hier und dort von einem schwachen Grau durchbrochen wurde, erschien ihr rauer als die anderen beiden Kugeln. Und die grüne, deren Farbe vor allem in der Mitte der Kugel mit einem sanften Braun in enger Umarmung tanzte, war warm. Diese drei Murmeln waren ein Geschenk ihrer Großmutter gewesen, das vor einigen Tagen per Tamblingpost an ihrem Stadthaus ankam.

Tamblinge waren kleine, freche Wesen, deren grüne Haut die Farbe von Efeublättern hatte. Sie sahen aus wie winzige, dicke Elfen, nur dass ihre Flügel nicht denen von Schmetterlingen glichen, sondern eher jenen von Libellen, die sich jedoch wie Propeller drehten. Sie hatten spitze, nach oben gebogene Nasen, lange Ohren und große Kulleraugen. Tamblinge waren für ihre Größe extrem stark und schnell. Sie trugen dicke Beutel unter ihren Bäuchen, in denen sich die Post befand, die sie beförderten. Reiche Familien hatten meist ihren eigenen Tambling. In jeder Stadt gab es auch öffentliche Tamblingstationen, doch die waren eher unzuverlässig, da die kleinen Wesen dort nicht so gut bezahlt wurden. Sie mochten Gold. Genauer gesagt mochten sie alles, was glänzte, aber am liebsten nun einmal Gold. Mit ihrem Gezwitscher, das wie Vogelgesang klang, machten sie sich vor der Haustür bemerkbar oder ver-

langten ihre Bezahlung. Jeder von ihnen hatte seinen eigenen Ruf, den er dem Vogel nachahmte, der ihn großgezogen hatte. Tamblinge legten nämlich Eier. Und da sie ihre Kinder nicht selbst betreuten, legten sie ihre Eier in die Nester von Vögeln. Erst nachdem der junge Tambling fliegen gelernt hatte, kehrte er zu seinem Stamm zurück.

Der Tambling ihrer Großmutter, der Aria ihre Murmeln gebracht hatte, hatte den Ruf einer Nachtigall. Die Murmeln waren ein seltsames Geschenk, um es per Tamblingpost zu schicken, fand sie. Tamblinge eigneten sich gut für Briefe, die sie schnell zustellten. Für schwerere Dinge musste man sich meist doch auf Pferdekutschen verlassen. Weil die kleinen geflügelten Wesen sich so teuer bezahlen ließen, schickte man auch nur dringliche Nachrichten mit ihnen weg. Arias Mutter hatte dem unter der Last zitternden Tambling mit bösem Blick einen Goldgroschen gegeben und gleich darauf verlangt, dass Aria die Murmeln wegwarf oder verschenkte. Eine Kette um ihren Hals, ein Fächer in der Hand oder ein hübscher Armreif wären ihr an ihrer Tochter lieber gewesen. Mag sein, dass dem Mädchen die Murmeln genau deshalb so gut gefielen. Das Einzige, was sie nachdenklich stimmte, war, dass ihre Großmutter ihrem Geschenk weder eine Karte noch eine Erklärung oder einen Gruß beigelegt hatte. Ihre Oma war alt und an den meisten Tagen arg vergesslich. An den wenigen Tagen, an denen sie sich jedoch erinnerte, erzählte sie die schönsten Geschichten, die Aria jemals gehört hatte. Vielleicht würde sie die Geschichte der Murmeln hören, wenn sie wieder zum Landhaus zurückkehrte. Darauf freute sie sich schon. Sie hatte die Murmeln immer in ihrer Tasche, wo sie sicher waren. Wenn sie an Regentagen im Hafenhause saß, lernte sie, die bunten Dinger geschickt durch ihre Finger sausen zu lassen und vertrieb sich damit ihre trüben Gedanken.

»Zieh nicht so ein langes Gesicht. Du weißt doch, im Winter regnet es hier immer«, brummte eine tiefe Männerstimme hinter ihr, die Aria aus ihren Gedanken schreckte. Hest war zurück ins Zimmer gekommen und ließ sich auf dem Schreibtischstuhl nieder, der neben ihrem Fenstersims stand. Der alte Mann sah aus wie ein Seemann aus einer der Geschichten, die man sich oft am Kaminfeuer erzählte. Er hatte einen langen, zerzausten Bart, in den sich die ersten grauen Strähnen

schlichen, einen Ohrring am linken Ohr und eine Seemannsjacke, die seinen dicken Bauch etwas verbarg. Doch Hest war nie zur See gefahren. Als sie ihn einmal nach dem Grund dafür gefragt hatte, lächelte er sie nur an und strich ihr über den Kopf.

»Weil ich den Hafen zu sehr mag«, hatte er erwidert und sehnsüchtig hinaus aufs Meer geblickt. Sie hatte nicht verstanden, was er damit gemeint oder warum er dabei so traurig zum Horizont geschaut hatte. Sie sehnte sich nach nichts anderem, als hinaus in die Weite zu fahren und die stinkende Stadt sowie den einsamen Winter zurückzulassen. Als Hest sie durchdringend musterte, nahm sie widerwillig ihre Stirn vom Fenster und sah ihn an.

»Ich mag Regen«, flüsterte sie. Er nickte.

»Ich auch. – Aber ich bin alt und gemütlich. Ich habe schon genügend Tage im Freien und mit schwerer Arbeit verbracht. Ich sitze gerne im Warmen und schaue dem Regen draußen zu. Ein junges Mädchen wie du hingegen hat hier drinnen nichts verloren.«

Aria senkte den Blick, als sie die heißen Tränen spürte, die ihr in die Augen stiegen. Ohne Hest müsste sie den ganzen Winter allein in dem großen, leeren Haus in der Meeresbuchtstraße 105 verbringen und würde vor Langeweile eingehen. Sie war zu jung, als dass ihre Eltern sie schon bei Bällen oder anderen Zusammenkünften vorzeigen konnten. Andererseits waren die Mädchen in ihrem Alter die schlimmste Gesellschaft, die sie sich nur vorstellen konnte. Die Erwachsenen hatten wenigstens ihre Arbeiten und Pflichten, aber die Mädchen und auch ein paar der Jungen hatten alle Möglichkeiten der Welt. – Doch sie spielten nichts, sie taten nichts anderes, als das Leben der Erwachsenen nachzuahmen. Sie unterhielten ihre eigenen Teerunden, Bälle und Golfspiele. Sie konnten es gar nicht erwarten, endlich groß zu sein, um zur Gesellschaft zu gehören. Aria teilte die Sehnsüchte der anderen Kinder nicht. Sie schüttelte ihren kleinen Lockenkopf heftig. Ihre Mutter wurde wütend, wenn sie erfuhr, dass sie nicht an den Treffen der anderen Kinder teilgenommen hatte. Doch sie interessierte sich zu wenig für sie und zu sehr für ihre eigenen Angelegenheiten, als dass es ernsthafte Konsequenzen für Arias Verhalten gab. Eine gelegentliche Standpredigt, gefolgt von einer Ohrfeige, waren ihre kleinen Aben-

teuer in der Stadt immer wert. Am liebsten verbrachte sie ihre Zeit am Hafen – ihrem Tor zum Meer, ihrer heimlichen Liebe. Nach den Wäldern ihres Heimatdorfs, verstand sich. An sonnigeren Tagen war in der Hafengewache immer viel los. Schiffe, die in den Hafen ein- und ausfuhren, mussten sich hier melden, ihre Waren aufzählen lassen oder Reparaturen beantragen. Hier wurden oft auch Streitereien geschlichtet oder jene vor der Tür ausgetragen, die nicht zu schlichten waren. Jetzt allerdings war der Himmel dunkel. Während die Schiffe verlassen im Hafen schaukelten, brannten in den Kneipen am Kai schon zu dieser frühen Stunde die Lichter.

Schweigend saßen Aria und Hest, diese ungleichen Freunde, nebeneinander, die in der Einsamkeit des Alltags sonst niemanden hatten. Jeder hing seinen eigenen düsteren Gedanken nach. Plötzlich schwang eine kleine Tür auf, die sich zur Küche der Hafengewache hin öffnete, während eine beliebte Frau mittleren Alters sich mit einem Tablett in der Hand zu ihnen hindurchschob. Sie trug ein einfaches blaues Kleid mit einer weißen Schürze darüber, die vor lauter Flecken eher gelb-bräunlich aussah. Die langen blonden Haare hatte sie mit einer Nadel hochgesteckt. Sie trug einen kräftigen roten Lippenstift. Aria hatte sie noch nie ohne diese bunte Farbe im Gesicht gesehen. Der beruhigende Geruch von Kräutertee strömte dem Mädchen entgegen, als die Frau das Tablett auf Hests großem Arbeitstisch abstellte.

»Lydia!«, rief der Alte erfreut und machte Anstalten, sich von seinem Platz zu erheben. Er ließ es aber, als die Frau zu ihm kam und ihm das Tablett direkt vor die Nase hielt, sodass er sich eine Tasse greifen konnte.

»Hab vielen Dank.«

Lydia winkte mit einer lässigen Handbewegung ab und durchquerte den Raum, um auch Aria, die auf der Fensterbank saß, ein Tässchen Tee zu bringen.

»Ich kann mir doch die paar Minuten nehmen, um euch zwei trüben Gesellen ein Lächeln auf die Gesichter zu zaubern. Heute gibt's ohnehin nicht viel zu tun.«

»Heute nicht. Aber warte nur ab, morgen rennen sie uns wieder das Haus ein. Ladung verloren, Mast gebrochen, Seemänner verschollen ...«, orakelte Hest.

Aria griff nach einer weißen Porzellantasse mit blauen, blumenartig geformten Verzierungen und verfolgte mit ihrem Blick, wie Lydia sie mit heißem Tee füllte. Der Dampf stieg in kleinen Spiralen nach oben, als das Mädchen die Tasse auf dem Fenstersims abstellte. Sie sah zu, wie die Scheibe vom heißen Dampf beschlug.

Aria hatte sich gerade neben ihrer Tasse niedergelassen und genüsslich die Augen geschlossen, als sie plötzlich ein lautes Poltern vor der Tür aufschreckte. Jemand stöhnte auf, etwas fiel zu Boden, jemand fluchte und bald klopfte es heftig an die Tür.

Hest erhob sich mühsam und öffnete die schwere Eingangstür nur einen Spaltbreit, um zu sehen, was los war. Draußen hatte der Sturm sich über die Küste gewälzt, der Wind pffte um die Häuser, als wolle er sie davontragen. Er ließ die Wellen hoch gegen die Kaimauer brechen und presste jetzt die kalten, nassen Tropfen durch den Türspalt. Die Kerze auf Hests Schreibtisch flackerte in der hereinströmenden Luft.

Aria hörte laute, aufgeregte Stimmen, verstand aber die Sprache nicht. Hest antwortete ihnen in derselben eigenartig klingenden Sprache, griff nach seiner Jacke, die an einem Haken neben der Tür hing, und verschwand hinaus.

Das Mädchen presste seine Stirn wieder an die Scheibe, um zu sehen, wohin er ging. Doch in der Dunkelheit des Sturms konnte sie nicht mehr als ein paar verschwommene Schatten erkennen. Wenige Minuten später sprang die Tür wieder auf. Hest trug mit zwei weiteren Männern eine Person auf den Schultern herein, die sie vorsichtig auf dem hölzernen Boden der Hütte ablegten. Die Haut der Person war vom Salzwasser grau und aufgequollen, während die Klamotten in Fetzen hingen. Lange blonde Haare kringelten sich verfilzt auf dem Boden. Seetang hatte sich in ihnen verfangen. Hustend versuchte die Person, sich umzuwälzen, aber offensichtlich fehlte diesem Menschen die Kraft, auch nur den Arm zu heben. Er zuckte leicht und erschlaffte sogleich wieder. Aria erkannte an den Fingern seiner linken Hand, die in unnatürlicher Position vom Rest des Körpers abstand, drei große Ringe. Jeder der Ringe war groß und silbern. Jeder von ihnen trug eine runde Platte an seiner Oberseite, die jeweils mit einem anderen Zeichen verziert war.

Die durchnässte Person wendete ihren Kopf. Als dabei die Haare und die Fetzen der Kapuze herunterrutschten, erkannte Aria das Gesicht eines Mannes, das tiefe, aufgeweichte Schnitte quer über die rechte Wange sowie einen stoppeligen Dreitagebart zeigte. Neugierig beugte sie sich vor, doch Lydia hielt sie zurück. Der Mann hustete wieder. Er spuckte aus, doch die Spucke war blutrot. Sofort knieten die Männer nieder, stützten ihn und redeten leise auf ihn ein.

Indes packte Lydia Arias Hand und zog das protestierende Mädchen, das noch schnell nach seiner Teetasse griff, energisch aus dem Zimmer. Die Frau befahl ihr, sich auf einen Hocker in der Küche zu setzen, neben dem auch Frill, die Hauskatze, schlief.

»Du wartest hier«, sagte sie nachdrücklich, während sie begann, in den Schubladen einer Kommode zu kramen, die neben der Tür stand. Sie förderte einige Säfte, Verbände und Alkohol zum Reinigen von Wunden daraus zutage. Damit verschwand sie wieder ins Arbeitszimmer. Aria wartete ein paar Sekunden, stellte ihren Tee auf der hölzernen Arbeitsfläche der Küche ab, sprang vom Hocker und schlich zur Tür. Neugierig drückte sie ihr Auge gegen das Schlüsselloch, konnte aber nichts erkennen außer dem weiß-blauen Stoff von Lydias Kleid. Der Hintern der Frau versperrte ihr die Sicht auf den verletzten Mann, während sie sich herunterbeugte, um seine Wunden zu säubern. Enttäuscht wandte Aria sich ab und ging zum Hocker zurück. Frill hob ihren kleinen graugetigerten Kopf und sah sie mit ihren schmalen Augen neugierig an.

Das Mädchen ignorierte sie und begann, ungeduldig auf und ab zu laufen. Da ihr Haarband sich gelöst hatte, stoben ihre roten Locken auf ihrem Kopf in alle Richtungen. Es nervte sie, ein Kind zu sein! Wütend blieb sie vor der Katze stehen und steckte sich die Haare wieder hoch.

»Wenn einmal etwas Spannendes passiert, muss das Kind verschwinden, ist ja klar«, murmelte sie, setzte sich auf den Boden und begann, Frill gedankenverloren zu streicheln.

»Du hast es gut. Du kannst gehen, wohin du willst.«

Aria spitzte ihre feinen Kinderohren, als die aufgeregten Stimmen der Erwachsenen aus dem Nachbarzimmer wieder lauter wurden. Doch

die Sprache, die sie sprachen, verstand sie immer noch nicht. Sie legte den Kopf schief und durchforstete ihre Erinnerungen an die Schriften im Haus ihres Vaters. Sie hatte immer viel gelesen, wenn sie alleine war und niemand sie dabei gesehen hatte. Mädchen sollten nicht lesen, jedenfalls nicht adlige Mädchen. Doch ihr Vater war unter anderem Händler und Buchsammler und auch wenn ihm mehr am Sammeln als am Lesen lag, hatte Aria in ihrem jungen Leben dennoch schon einiges aufschnappen können. Sie musste ihr Wissen nur gut verbergen. Vor einiger Zeit hatte sie sich heimlich in die Privatbibliothek ihres Vaters geschlichen. Dort empfing er gerne Kunden, die er beeindrucken wollte. Aria war mit seinem Schlüsselbund durch die mit Glas geschützten Regale geschlichen und hatte dabei Schriften mit seltsamen Zeichen und Sprachen entdeckt. Schnell hatte sich herausgestellt, dass es sich dabei um Elfenschriften handelte, doch sie hatte sie nie entziffern können. Ihr Vater mit Sicherheit auch nicht. Aria war überzeugt, dass er diese Schriften nur vom Schwarzmarkt haben konnte. Einmal hatte sie mit angehört, wie ihre Eltern gestritten hatten. Ihre Mutter hatte ihrem Vater immer wieder gesagt, dass sein Buchwahn ihr zu weit ginge und der Schwarzmarkt zu gefährlich sei. Ihr Vater hatte ihrer Mutter im ruhigen Ton erklärt, dass manche Raritäten solche Gefahren durchaus wert waren und dass sie das doch verstehen müsste. Aria hatte sich nie getraut, zu fragen, was der Schwarzmarkt war. Sie stellte ihn sich nicht nur als sehr dunkel vor, wie in einer Höhle, sondern auch als gefährlich. Vielleicht lauerten ja hinter den Ständen dieses Marktes, wie auch in kleinen Schlitzen im Fels, böse Kreaturen. Sie hatte beschlossen, niemals auf den Schwarzmarkt zu gehen. Jetzt fragte sie sich, ob die Männer im anderen Zimmer vielleicht auch Elfish sprachen – vielleicht war der Mann, den sie gefunden hatten, ein Elf? Aufgeregt sprang sie wieder auf und hastete zurück zum Schlüsselloch. Doch ihre Aussicht hatte sich noch nicht gebessert. Lydia schien mittlerweile in ihrer Position festgewachsen zu sein. Wie spannend es wäre, einen Elf kennenzulernen! Woher Hest wohl Elfish konnte?

Wieder fiel ihr Haarband zu Boden, aber diesmal kümmerte sie sich nicht darum. Stattdessen beugte sie sich noch weiter hinunter, um vielleicht einen Blick durch den Türschlitz werfen zu können. In diesem

Moment sah sie Schatten, die sich der Tür näherten und ehe sie sich aufrichten und zur Seite springen konnte, schwang die Tür auf und knallte mit voller Wucht gegen ihren Kopf. Fluchend hielt das kleine Mädchen sich die Stirn. Sie lag am Boden, hob ihren Blick und sah, wie Lydia mit vorwurfsvollem Blick zu ihr hinabschaute.

»Bei der stürmischen Windfee! Warum wundert mich das jetzt nicht? Kleine Sünden ...«, begann sie, winkte ab, stieg über das Mädchen hinüber und machte sich am Ofen zu schaffen. Aria wälzte sich herum und spitzte in das Zimmer, in dem sie den ganzen Vormittag verbracht hatte. Zu ihrer Enttäuschung war es leer. Nur ein großer nasser Fleck und einige dreckige Fußabdrücke verrieten, dass hier überhaupt etwas passiert war.

»Wo ... wo habt ihr ihn hingebracht?«, fragte sie vorsichtig.

»Er ist in einem der Bedienstetenzimmer im Obergeschoss. Franka pflegt ihn«, antwortete die Frau kurz angebunden.

»Ist er ein Elf?«, ließ Aria nicht locker. Lydia lachte auf.

»Oh Aria, hast du etwa zu viele Märchen gehört? Ein Elf würde niemals so weit in den Süden kommen. Du weißt doch, dass sie nur in den Nordreichen hausen.«

Das Mädchen schaute verlegen und etwas traurig auf seine Füße.

»Komm, du kleine Göre, hilf mir beim Suppekochen. Wir wollen unseren Gast doch nicht hungern lassen«, fuhr Lydia fort, als sie Arias enttäuschtes Gesicht sah.

Vor Lydia und Hest hatte Aria ihre genaue Herkunft nie erwähnt – auch wenn ihre Kleidung mit Sicherheit für sich sprach. Wenn Lydia auch nur geahnt hätte, wer sie war, hätte sie es sicher nicht gewagt, den Ausdruck »Göre« in den Mund zu nehmen. Aria genoss den lockeren Umgangston, der in der Hafenwache üblich war. Sie verkniff sich weitere Fragen, stellte sich geduldig schweigend neben die Bedienstete und schnitt Gemüse klein. Das war ebenfalls eine Tätigkeit, der sie zu Hause noch nie nachgegangen war.

Vorsichtig kam Lydias Kruffi aus seiner Behausung. Er wohnte in einer kleinen umgedrehten Tonschale gleich neben der Feuerstelle. Das kleine, flauschige Feuerwesen sah aus wie ein Ball mit langen Haaren und großen Kulleraugen. Die Beinchen waren unter dem dichten

braun-orange gefleckten Fell verborgen, auch Mund und Nase sah man kaum. Kruffis waren die Feuerhüter, die als kleine Haustiere in jeder Wohnung wohnten. Sie konnten mit ihrem Atem Feuer machen, vermochten aber auch, es zu löschen. Die heißen Flammen gehorchten ihnen aufs Wort. Wild zischend machte sich der Kleine an die Arbeit. Als Aria ihm im Vorbeilaufen zu nah kam, fauchte er sie wütend und empört an. Kruffis hatten einen ausgeprägten Beschützerinstinkt, wenn es um ihr Feuer ging.

»Selber Zschhhhhhhh«, erwiderte das Mädchen und bleckte ihre kleinen Zähne.

»Lass den Kruffi in Ruhe und mach dich weiter an die Arbeit! Du hast noch ganz viele Pilze hier!«, ermahnte Lydia sie, ohne sich die Mühe zu machen, von ihren Kräutern aufzuschauen.

Aria stellte sich wieder neben die Frau und begann, die Pilze in kleine Würfel zu schneiden, die sie in eine Schüssel warf, die Lydia für sie bereitgestellt hatte. Doch immer wieder spitzte das Mädchen die Ohren und warf hin und wieder einen verstohlenen Blick in Richtung der kleineren Tür, hinter der ein Gang lag, an dessen Ende eine kleine Wendeltreppe in das obere Stockwerk führte. Irgendwo dort lag der geheimnisvolle Mann, der sich von seinem unfreiwilligen Bad im Meer erholte.

Der Nachmittag ging gerade in den Abend über, als Aria sich etwas enttäuscht und des Wartens leid von ihrem Stamplatz am Fenstersims erhob. Der Regen hatte sich gelegt und die Winde sich beruhigt. Die ersten Seemänner sammelten sich an der Hafenummauer, um ihre Schiffe zu begutachten. Die Zeiger der großen Standuhr in Hests Büro zeigten sechs Uhr. Es war höchste Zeit, dass sie nach Hause lief und sich bei ihren Eltern blicken ließ, bevor die heute Abend in die Oper wollten. Aria warf sich ihre Jacke über, verabschiedete sich von Hest und Lydia und ging ins Freie. Den Geruch nach Fisch und Hafenumfällen hatte der stürmische Wind davongeweht. Jetzt roch die Luft salzig und feucht. Sie schloss die Augen und stellte sich vor, sie stünde an der Reling eines Schiffs, das gerade aus dem Hafen auslief. Verträumt lächelte sie.

»Auf Seite, du Göre! Ich muss da rein«, rief eine tiefe Stimme, während eine starke Hand grob ihre Schulter packte. Erschrocken riss sie

die Augen wieder auf und erblickte eine riesige bärtige Gestalt über sich, die grimmig zu ihr hinabblickte. Sie duckte sich unter der Hand des Mannes weg, stolperte die Stufen vor der Eingangstür hinunter und verdrückte sich schnell zwischen einigen hohen Kisten. Auf dem Weg nach Hause durch die Gassen gab sie sich Mühe, ihre Schuhe nicht dreckig zu machen. Wehmütig blickte sie zu den nassen, schlammigen Pfützen, die bestimmt sehr laut geplatzt hätten, wenn sie hineingesprungen wäre. Der Wind hatte gute Arbeit geleistet. Auf den Straßen lagen Holzbretter, Fischgräten, Stofffetzen und anderer Müll, der nicht gut befestigt gewesen war. Nachdem Aria über einen losen Stein im Straßenpflaster gestolpert war, fluchte sie leise, denn sie sah, dass ihr Kleid nass geworden war. Wie eine feine Dame hob sie den Saum leicht an, um es vor dem herumliegenden Müll zu schützen.

Ein kleines Kind beobachtete sie von einem Balkon aus. Überall um sie herum schauten jetzt die ersten Köpfe vorsichtig aus den Fenstern. Die Menschen warfen zuerst einen Blick auf den Schaden ihrer Nachbarn.

Aria befand sich in der Hafenstadt Portvina. Damit Kutschen einander ungehindert passieren konnten und viele Menschen eine Wohnung fanden, waren die Straßen hier breit und flach, die hölzernen Häuser schmal und hoch. Die Gebäude drängten sich aneinander, als müssten sie um jeden Zentimeter wetteifern. Viele Balken waren bunt angemalt, die Stadtflaggen mit dem roten Hummer wehten über den Türen und die spitzen Dächer hingen schief und ziegelbeladen über ihnen. Aria ging nach Möglichkeit immer in der Mitte der Straßen. Die Wahrscheinlichkeit, von einem heruntergefallenen Ziegel getroffen zu werden, war nicht gering. Der Stand eines Händlers, der seine Ware nicht schnell genug vor dem Sturm gerettet hatte, lag zusammengeklappt und zerfetzt am Rand der breiten Straße.

Aria bahnte sich ihren Weg vorsichtig zwischen den verstreuten Glasscherben hindurch. Hier war noch genug Platz zum Ausweichen. Erst als sie in den hinteren Teil der Stadt kam, wo die Straßen langsam steiler wurden und die Ausläufer eines Berges erklommen, wurden die Wege schmaler. Dafür wurden die Häuser größer, mehr Stein war verbaut und die Familienwappen hingen schmuckvoll über den Türen. Bald schlichen sich die ersten Vorgärten klein und grün zwischen die

Steinmauern. Das Haus, das ihren Eltern als Winterrückzug diente, war im Vergleich zu den anderen großen Häusern eher klein. Es besaß zwar ebenfalls einen Vorgarten, aber der war recht überschaubar, doch es gab nicht genug Geld, um regelmäßig einen Gärtner anzustellen. Ihre Eltern hatten viel Geld, ihnen fehlte es an nichts – aber sie hatten kein Stadtgeld. Der Handel mit Walnüssen, den ihr Großvater aufgebaut hatte, brachte ihnen im Lauf der Zeit ein stattliches Vermögen ein. Nüsse waren beliebt, deshalb konnte man sie teuer verkaufen. Nebenher bauten sie auch einige andere Nusssorten an, außerdem Apfel- und Birnenbäume, Pflaumen und etwas Gemüse für den lokalen Markt. Der Bruder ihres Vaters besaß eine Weinplantage und eine Winzerei. Der Boden gehörte jedoch beiden Brüdern, sodass er einen Teil des verdienten Geldes an ihren Vater auszahlen musste. Das genügte für eine Villa auf dem Land, für Bedienstete, Sklaven und zwei vorzeigbare Pferdekutschen. Doch die Preise in der Stadt waren auf einem anderen Niveau. Arias Mutter gefiel das nicht. Sie beschwerte sich oft über das Haus und nörgelte über den bröckelnden Putz, das Unkraut im Garten oder über Türen, die nicht mehr ganz so leise schlossen. Das Renovieren jedoch hätten sie sich nur bei einem weiter unten gelegenen Haus leisten können – und das wollte Arias Mutter noch weniger. Je höher das Haus lag, desto angesehener war die Familie, die darin lebte. Die Meeresbuchtstraße war im höchstgelegenen Drittel des bebauten Berges zu finden und führte weiter in die Austerstraße, in der nur noch wenige, dafür aber riesige Häuser standen. Hier wohnten reiche Kaufmänner, Gelehrte, Politiker von adliger Abstammung und Besitzer von Kohleminen oder Bergwerken. Aria kam an das metallene Tor ihrer Regenbleibe, das von einem kleinen Ritzwurm bewacht wurde. Das wurmähnliche Wesen mit den sechs kurzen Beinchen, der winzigen Hundenase, den Schnurrhaaren und den hornähnlichen Ohren lebte im Inneren von Metallröhren, Felshöhlen oder allen anderen Orten, die dunkel und robust waren. Jeder, der es sich leisten konnte, hatte ein solches Wesen als Türsteher an seinem Tor. Die Ritzwürmer tauchten etwa ab der gehobenen Mittelschicht auf. Die Anschaffung eines solchen Wachwurms war zwar nicht sehr teuer, aber die kleinen Charmeuere hatten Safran zu ihrer Lieblingsspeise auserkoren und wurden ohne sie schnell grummelig.

Als Aria ihre Hand an die Klinke legte, schlängelte sich der Wurm sofort aus dem Hohlraum der Metallstäbe und schnupperte an ihrer Hand. Geduldig wartete sie, bis er seine Erlaubnis gab, indem er sich zufrieden zischend zurückzog. Sie war noch nie von einem dieser Würmer gebissen worden. Ihr Biss sollte sehr schmerzhaft sein und gegen ihr Gift gab es kein Gegenmittel. Sie verwendeten ihr Gift allerdings nur selten und ließen es auch bei Fremden meistens bei einer Warnung. Aber wehe dem, der dann nicht schnell wieder ging, Aria hatte jedoch noch nie davon gehört, dass ein Wurm seinem Besitzer wehgetan hatte. Wenn es einem Ritzwurm dort, wo er war, nicht mehr gefiel, verschwand er einfach. Deshalb war es auch so wichtig, ihn regelmäßig mit Safran zu füttern.

Das Tor quietschte leise, als sie sich hindurchschob. Sie lief an verwitterten Steinstatuen und halbherzig gekürzten Hecken vorbei zu dem zweistöckigen Holzhaus, dessen rosa-blaue, bröckelnde Fassade nur wenig von ihrem alten Glanz preisgab. Aria konnte sich den Stolz und die Liebe gut vorstellen, welche die vorherigen Besitzer in ihr Anwesen gesteckt hatten, bevor das Schicksal sie auf andere Wege geleitete.

Sie ging durch die hohe Tür in die Eingangshalle ihrer Stadtvilla. In der Mitte dieser Halle wuchs ein Walnussbaum, der oben durchs Dach brach und seine Krone schützend über das Haus ausbreitete. Der stattliche Walnussbaum war einer der Gründe gewesen, aus denen ihre Mutter sich ausgerechnet in dieses Haus verliebt hatte. Das Ensemble war ein beeindruckender Anblick und eine Konstruktion, wie sie nur Städten einfallen konnte, die nicht ringsum von Bäumen umgeben waren wie sie auf dem Land. Eine breite, steinerne Wendeltreppe führte hinauf in den ersten Stock, in dem sich die Wohnräume befanden. Aria sah zu der kunstvollen Standuhr zu ihrer Rechten hinüber. Sie zeigte kurz vor sieben Uhr. Sie beobachtete den Minutenzeiger, der sich ganz langsam über das dunkle Ziffernblatt schob. Nur noch wenige Millimeter. Sie hielt die Luft an. Jetzt!

»Ariaaaaaaaaaa!«, rief eine helle, viel zu hohe Stimme. »Ariaaaaaaaaaa!«

»Ich komme, Mama«, antwortete sie laut und rannte die Treppe, indem sie immer eine Stufe übersprang, empor und ins Ankleidezimmer ihrer Mutter.

Dort stand eine hochgewachsene, kräftige Frau in einem indigofarbenen Seidenkleid, das ihr bis über die Fußknöchel reichte und ihren üppigen Busen elegant betonte. Sie hatte ihre langen, dunklen Haare mit einer Spange hochgesteckt, damit die silbernen Kugeln ihrer Ohrringe nicht unter den Haarsträhnen verschwanden. Ihr Gesicht war gepudert, die Lippen dunkelrot wie Blut.

»Da bist du ja, wo hast du dich herumgetrieben?«, begrüßte sie ihre Tochter. »Kannst du mir helfen, meine Schuhe zuzumachen? Meine Fingernägel sind noch nicht getrocknet und ich habe es eilig.«

Aria bückte sich und schnürte die komplizierten Schleifen der spitzen Stiefel mit den niedrigen Absätzen. Das hatte zu den Dingen gehört, die man ihr sehr früh beigebracht hatte – in der Sonntagsschule auf dem Land. Dort trafen sich die Töchter der Reichen einmal in der Woche und wurden spielerisch in die Umgangsformen der Oberschicht eingewiesen.

»Ich danke dir«, sagte ihre Mutter und lächelte. »Ich habe Dorothes gesagt, dass sie dir heute Abend süße Pfannkuchen machen soll. Ich weiß, wie gerne du sie magst.«

Arias Gesicht hellte sich auf und sie fiel ihrer Mutter in die Arme. Die drückte sie zärtlich an sich. Das kleine Mädchen genoss einen der wenigen Momente in der Regenzeit, in denen sie die Aufmerksamkeit ihrer Mutter geschenkt bekam.

»Na, na«, flüsterte die Frau im Seidenkleid, als sie ihrer Tochter behutsam über die Haare strich. Von draußen drang das helle Klingeln einer Glocke durchs Fenster. Ihre Mutter löste sich von ihr und drückte ihr einen Kuss auf die Stirn.

»Ich bin heute zu gut drauf, um dich nach deinen Streifzügen auszufragen. Ich weiß, dass du nicht beim Hasenrennen von Fridfelts warst. Darüber reden wir morgen. Ich möchte, dass du dir heute ein Kleid für den morgigen Ball bei Helgots aussuchst. Tust du mir den Gefallen, ja? Ich muss jetzt los, die Kutsche ist da.«

Mit diesen Worten drehte sie sich um und ging. Aria rannte ans Fenster und sah hinaus auf die Straße, wo ein großer, brauner Albaner vor einen Zweisitzer gespannt war. Hoch über den Sitzen baumelte eine Laterne, aber sie brannte noch nicht. Ein in Schwarz gekleideter

Kutscher mit hohem Zylinder lehnte an dem hölzernen Gestell und rauchte eine Zigarre. Das Mädchen hatte oft beobachtet, wie ihre Eltern nachts zu später Stunde kichernd und mit vom Wein geröteten Köpfen in den eleganten beleuchteten Kutschen nach Hause kamen. Kutschen, die so viel schneller und wendiger durch die Straßen stoben als die Lastkarren der Händler. Sie hatte gewartet, bis sie die Schritte ihrer Eltern in der Eingangshalle hörte, bevor sie schnell in ihr Bett gesprungen war, die Decke über den Kopf gezogen und einen tiefen Schlaf vorgetäuscht hatte.

Jetzt beobachtete sie, wie ihr Vater in seinem feinen schwarzen Anzug mit den goldenen Knöpfen ihrer Mutter in die Kutsche half. Sie hörte eine Peitsche knallen, worauf sich der Hufschlag des Pferdes schnell entfernte. Sie war wieder allein. Unschlüssig drehte sie sich um, überlegte kurz und öffnete schließlich eine Schublade der Kommode ihrer Mutter. Zwischen einigen Strümpfen holte sie den Schlüssel zu Vaters Arbeitszimmer und seiner Glasvitrine hervor. Die war vollgestopft mit alten, wertvollen Büchern, die außer ihr nie jemand las. Leider war hier in der Stadt die Auswahl bei Weitem nicht so groß wie in der Bibliothek auf dem Land. Dafür standen hier einige besonders teure und seltene Stücke. Heute Nacht wollte Aria lesen – von Elfensagen und Meerjungfrauen, wie sie in den Geschichten ihrer Großmutter vorkamen. Sie ging an den hohen Schrank, steckte den kleinen Schlüssel ins Loch der Glasvitrine, die mit einem kaum hörbaren Klicken aufsprang, und griff nach einem dicken, mit dunkelrotem Samt verzierten Einband, auf dem in schnörkeliger Schrift stand: »*Elfensagen & -märchen, Allgemeine Kindermärchen – Sammlung I.* Es war ein Werk aus dem Jahre 112 nach der großen Gezeitenwende. Die Geschichten darin waren natürlich schon viel, viel älter.

Sie schlug die erste Seite auf.

*Wenn die Wellen des Meeres die Ufersteine küssen,
wenn Mond und Sterne über den Himmel tanzen
und die Winde die Blätter der Bäume streicheln.
Wenn Schneeflocken die Erde mit Kälte umarmen
und Regentropfen gegen Gras und Boden kämpfen,*

*dann fliegt der wilde Geist der Fee mit ruhiger Kraft
durch das Wesen der Dinge.*

[...]

Sie blätterte weiter zu einer ihrer Lieblingsgeschichten. Ihre Großmutter hatte sie ihr oft vorgelesen. Aria hatte sofort das Gefühl, in ihrem Landhaus zwischen den Stoffen und Fäden am Boden zu sitzen, ihrer Großmutter beim Nähen zuzusehen und ihrer leisen, rauen Stimme zu lauschen.

Die Fee und der Mond

I. Die Nacht der Mondscheinfee

Die Nacht ist über das Land gekrochen und hat es in tiefen Schlaf versenkt. Es ist eine Nacht aus Gold und Silber. Der Wind weht kühl über Wald und Wiesen. Die Sterne hängen wie kleine, funkelnde Diamanten am Himmel, sie glänzen nur um des Glänzens willen. Der Mond scheint hell und rund, seine Strahlen tanzen einsam mit den Wölfen. Die Rube droht die Welt zu erdrücken, als eine Stimme sich erhebt. So lieblich wie das Singen der Vögel, so sacht und leise wie das Rauschen der Blätter im Wind und so klar wie das Wasser im See. Sie erfüllt den Wald und durchdringt ihn wie der Duft nach Moos und Laub: »Flieg und lass die Strahlen tanzen! Zeig mir, wo das Licht das kalte Wasser küsst, wo das Mondlicht durch das Blätterdach der Bäume bricht und sich zwischen den dichten Farnen verliert! Ich eile, ich renne! Mond, der du mich durchdringst, ich schmücke mich mit deinen Strahlen: ein Kleid – so weiß, so hell, so blendend schön. Mond, mein Mond, so hör mich an! Denn deine Dienerin bei Nacht hat deine Strahlen in der Hand. Hoch empor reckt sie die Arme, webt aus deinem Licht die Stufen, die sie gen Himmel zu dir führen. Sie bringt zurück, was sie von dir geborgt, damit du scheinst für immer fort.«

So singt die Fee, als sie übers Land fliegt. Die Lichtstrahlen ziehen sich wie dünne Fäden vom Himmel hinab zum Boden der Wälder und Wiesen, wo die Fee sie fängt und spielerisch in den schönsten Mustern über Fels und Wasser, Blatt und Gras tanzen lässt. So kommen die Strahlen des Monds

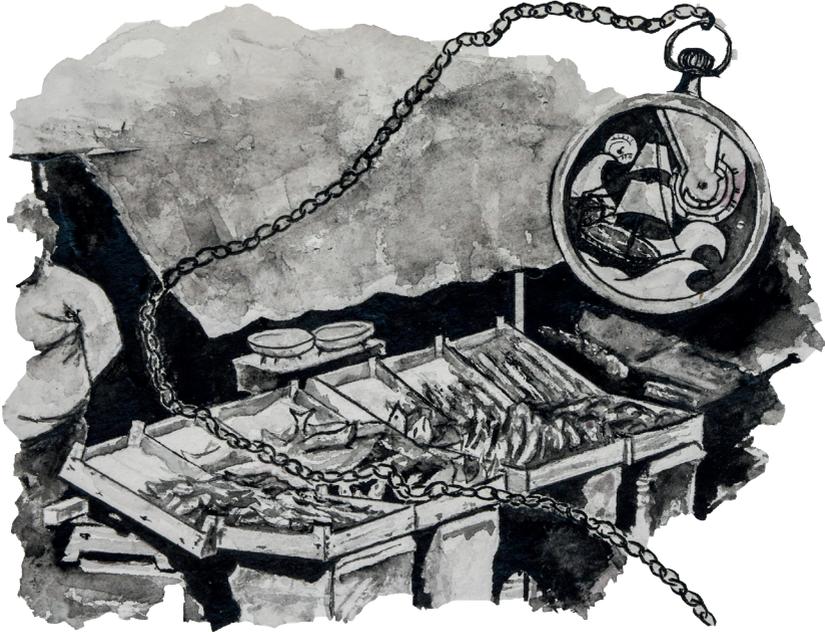
des Nachts zu uns und kehren bei Tage wieder zurück, wenn die Fee sie nach ihrem Spiele nimmt und zum Monde trägt.

So ließ Aria sich in dieser Nacht in andere, märchenhafte Welten entführen.

Als sie am nächsten Morgen aufwachte, schliefen ihre Eltern noch. Sie wusste es, weil es das Schnarchen ihres Vaters war, das sie geweckt hatte. Leise zog sie sich an; es war ein knielanges, grünes Kleid mit feinem Rüschenkragen. Auf Zehenspitzen schlich sie nach unten in die Küche. Dort stand Dorothes am Herd, die das Frühstück vorbereitete. Aria stibitzte ein Brötchen und ein großes Stück Käse. Im Vorbeigehen nahm sie sich noch einen Apfel aus einer großen Schale.

»Ich sage deinen Eltern, dass du heute Vormittag mit Fridfelts und Helgots Töchtern auf den Markt gehst und rechtzeitig zurückkommst, um dich für den Ball fertigzumachen?«, hörte sie Dorothes auf einmal hinter sich fragen. Ertappt und mit vollem Mund drehte sie sich um. Mit großen, grünen Augen starrte sie die Bedienstete an. Die zwinkerte ihr zu und rührte dabei mit einem hölzernen Löffel in einem großen Topf. Sie wusste genau, dass Aria selten auf ihre Eltern hörte. Aber sie verpetzte das Mädchen nie, denn sie war selbst einst ein kleines, abenteuerlustiges Kind gewesen. Aria nickte.

»Ja, danke, Dorothes. Ich gehe auf den Markt«, nuschelte sie zwischen den Krümeln in ihrem Mund hervor. Sie prüfte, ob noch alle drei Murmeln ihrer Großmutter in ihrer Kleidtasche versteckt waren und verschwand durch die Hintertür. Ihr Weg führte sie tatsächlich auf den Markt. Allerdings nicht auf den Stoffmarkt und auch nicht auf den Waldgeistermarkt mit den Schmuckstücken und dem süßen Kräutergebäck. Vielmehr ging sie hinunter zum Freemarkt. »Free« war das elfische Wort für Fisch – Salzwasserfisch –, das sich auch bei den Menschen durchgesetzt hatte. Der Markt war hinter dem großen Hafen gelegen. Dort war aber nicht nur frischer Fisch im Angebot, sondern auch allerlei Seemannsgut, mehr oder weniger legal erworbene Beutestücke und viele Bücher. Aria streifte den ganzen Morgen über den Markt. Einerseits, weil es ihr dort gefiel und andererseits, weil sie ihre Mutter dann nicht belügen musste. Sie hatte kein Geld dabei, deshalb



stand sie sehnsüchtig vor einer aufklappbaren goldenen Taschenuhr, die aussah, als hätte sie einst dem Piratenkönig Rurbart höchstpersönlich gehört. In den Deckel war ein Segelschiff eingraviert, das durch hohe Wellen fuhr, auf dem hinteren Deckel ein Kompass. Anstelle der Anfangsbuchstaben der Himmelsrichtungen zeigten seine Pfeile jedoch auf eine Auster, eine Schatztruhe, die Sonne und einen Delfin. Frauen trugen keine Taschenuhren. Enttäuscht riss Aria sich aus dem Bann der Taschenuhr und ging weiter zwischen den Ständen hindurch. Als ihr Magen zu knurren anfang, machte sie sich auf den Weg zur Hafengewache. Das hellblau bemalte Haus stach zwischen den hölzernen Lagerhallen des Hafens, die es umgaben, deutlich hervor und war von Weitem gut zu erkennen – auch für Fremde oder schon etwas ange-trunkene Männer der See.

Hests Arbeitszimmer war leer. Aber das wunderte sie nicht. Der Hafengewachmeister nahm um diese Uhrzeit immer sein Mittagessen in der Küche ein. Es roch köstlich nach gebratenem Fisch und süßen Kartoff-

feln mit Rosmarin. Doch Aria stürzte nicht sofort in die Küche. Ganz beiläufig holte sie ihre Murmeln aus der Kleidtasche, ließ sie durch ihre Finger sausen und schlenderte gemächlich zu Hests Tisch hinüber. Schon stand das Mädchen vor den offen auf dem Tisch liegenden Dokumenten und tat so, als sehe sie sich den kunstvoll verzierten Brieföffner interessiert an, während sie stattdessen die ersten Zeilen des Dokuments »*Ladung, Seemänner und Handelsrouten des Schiffs Nautas*« las. Sie wusste, dass sie Zeit hatte, also ließ sie sich auf dem Schreibtischstuhl nieder und zog eine der Schubladen auf, um nach interessanten Dingen zu gucken. In diesem Moment flog die Eingangstür auf. Aria, die die Schublade erschrocken zustieß, verlor das Gleichgewicht und fiel zu Boden. Eine ihrer Murmeln, es war die blaue, glitt ihr aus der Hand und rollte über das unebene Holz bis an die Wand neben der großen Standuhr. Der Mann, der eingetreten war, lachte laut auf, stellte sich neben sie und streckte ihr mit einem freundlichen Lächeln eine helfende Hand entgegen.

»Hab ich dich wohl bei etwas gestört?«, fragte er augenzwinkernd. Aria ignorierte in ihrem gekränkten Stolz seine ausgestreckte Hand und rappelte sich alleine hoch. Verlegen senkte sie den Kopf. Als ihr Blick auf seine ringbesetzte Hand fiel, die er ihr entgegenstreckte, verstand sie plötzlich, wen sie vor sich hatte. Mit offenem Mund starrte sie ihn an und musterte ihn von oben bis unten. Der Mann vor ihr sah jetzt ganz anders aus als noch gestern Mittag. Seine Haut hatte eine gesunde Farbe und war nicht mehr aufgequollen. Die Schnitte auf seiner Wange sahen nur noch wie verkrustete Kratzer aus. Er war frisch rasiert, seine Haare trocken und gekämmt. Außerdem trug er saubere Sachen, die ihm jedoch viel zu groß waren. Aria erkannte Hests braune Stoffhose und musste sich ein Grinsen verkneifen. Sie schätzte den jungen Mann auf Mitte zwanzig. Er war hochgewachsen und seine dunkelblonden Haare fielen ihm über die Schultern. Er musterte sie ebenfalls.

»Du ... Du bist kein Elf«, stellte sie etwas enttäuscht fest. Die Elfen aus ihren Geschichten waren viel kleiner und hatten lange, spitze Ohren – und ihre Haare waren dunkel und lockig. Wieder lachte der Mann.

»Nein, das bin ich tatsächlich nicht. Mein Name ist Tizian. Und mit wem habe ich das Vergnügen?«, erwiderte er belustigt. Vorsichtig streckte Aria ihm ihre Hand wieder entgegen, die er ergriff.

»Aria Isabella von Krotig«, flüsterte sie und fragte sich im selben Augenblick, warum zum Teufel sie ihren vollen Namen genannt hatte, wie eine dieser stolzen reichen Gören, die ihre Namen wie Markenschilder vor sich hertrugen. »Aria. Einfach nur Aria«, fügte sie schnell hinzu.

»Ich erinnere mich an dich. Du warst gestern Vormittag auch kurz im Raum. Ich hatte dich aus dem Augenwinkel gesehen. Ich hoffe, ich habe dich nicht erschreckt. Ich muss ein schreckliches Bild abgegeben haben. Aber es sah schlimmer aus, als es war.«

Das Mädchen drehte sich von ihm weg und ging zu seinem Stammplatz, dem Fenstersims, auf dem es sich niederließ. Dort fühlte Aria sich sicher und beherrscht. Sie war sehr aufgeregt. Die hellen blauen Augen des Mannes ließen keine Sekunde von ihr ab. Wach und neugierig beobachteten sie jede ihrer Bewegungen. Ihr entging nicht, dass der Mann namens Tizian sehr gut aussah mit seinen markanten Wangenknochen, den breiten Schultern und der gekrümmten Nase. Über seinen Hals zog sich eine breite Narbe, die unter dem viel zu weiten Hemd verschwand. Er sah aus wie ein Mann, der schon viel erlebt hatte.

»Was ist mit dir passiert?«, fragte sie und versuchte, nicht so neugierig zu klingen, wie sie war.

»Mein Schiff ist untergegangen. Wir waren nicht mehr weit vom Hafen entfernt, als der Sturm über uns hereinbrach. Ich wurde schnell am Ufer angespült. Ich denke, das war mein Glück. Die Strömung meinte es gut mit mir.«

Sein Gesicht verfinsterte sich. Er ließ sich auf Hests Arbeitsstuhl nieder, auf dem noch vor Kurzem Aria gesessen hatte. Der drahtige Körper des jungen Mannes verschwand förmlich zwischen den breiten Armlehnen. Es war seltsam, als sie nicht den dicken alten Hest auf dem Schreibtischstuhl sitzen sah. In Arias Kopf gehörten die zwei zusammen wie Pech und Schwefel.

»Haben noch mehr überlebt?«, setzte sie ihre Fragerei fort. Er zuckte mit den Achseln und ließ seinen Blick durch den Raum streifen.

»Ich erwarte es nicht. Um nicht enttäuscht zu werden. Aber es war auch nicht meine Crew. Ich war nur ihr Gast, deshalb ist es nicht so schlimm für mich – auch wenn das grausam klingen mag.«

Aria schüttelte den Kopf. Sie verstand, was er meinte.

»Fährst du oft zur See?«, fragte sie weiter und biss sich sofort auf die Zunge. Sie war mal wieder zu neugierig. Doch der Mann lächelte weiter freundlich.

»Ja, hin und wieder. Lieber reise ich jedoch zu Land.«

»Warum?«

»Weil es da mehr zu sehen gibt. Das Meer sieht überall gleich aus. Außerdem wird mir auf Schiffen immer schlecht. Ich bin nicht für die See gemacht. Meine Heimat sind die Wiesen und Wälder.«

Das Mädchen hob den Kopf und vergaß ihre Manieren jetzt völlig.

»Bist du schon einmal Elfen begegnet oder Kobolden?«, platzte sie heraus. Der Mann legte zögerlich den Kopf schief und sprach langsam weiter.

»Ja, Elfen habe ich schon gesehen. Aber Kobolde ... Die lassen sich nicht oft blicken, erst recht nicht vor Menschen. Als ich ein Kind war, habe ich einmal einen aus der Ferne gesehen. Aber ich habe noch mit keinem geredet.« Er räusperte sich. »Was weiß denn ein Mädchen wie du überhaupt von Elfen?« Er sah sie immer noch freundlich an, jetzt aber mit etwas mehr Interesse als zuvor.

»Ich lese viel«, erwiderte sie stolz, senkte im nächsten Moment aber schüchtern den Kopf, als sie sich daran erinnerte, dass das nicht schicklich war. Zwar konnten die meisten Menschen ein paar Wörter lesen, doch das Lesen von Büchern war im Allgemeinen ein Privileg der reichen Männer, Druiden, Priesterinnen, Könige oder sehr hohen Adligen wie den gelehrten Beratern der Könige vorbehalten, die meistens auch Druiden waren. Vor allem Damen der Oberschicht sollten ihre Zeit vorzugsweise sinnvoller nutzen. Warum war sie diesem Fremden gegenüber nur so offen?

»So, so. Sie liest viel«, murmelte der Mann eher zu sich selbst als zu ihr. »Die meisten Menschen sind den Elfenwäldern so fern, dass sie ihren Lebtag keinen zu Gesicht bekommen und vielleicht nicht einmal an ihre Existenz glauben. Manche halten den Elfenwald nur für ein Mär-

chen – genau wie die Elfen selbst. Manchmal glaube ich selber, ich hätte das alles nur geträumt. Es ist eine zauberhafte Welt, dort im Norden.«

Aria nickte aufgeregt.

»Ich will selbst zu den Elfen reisen!«, rief sie. »Will ihre Sprache lernen und sehen, wie sie leben.«

Tizian lächelte wohlwollend.

»Da hast du viel vor. Der Weg bis in den Norden ist ein gefährlicher und die Elfen sind ein verstecktes und geheimnisvolles Volk, das seine Geheimnisse nicht so einfach preisgibt. Es gefällt ihnen, ein Märchen zu sein.«

Aria nickte wieder.

»Ich weiß«, seufzte sie und schielte gedankenverloren zur Zimmerdecke.

»Hast du auch schon Meerjungfrauen getroffen?«

Jetzt lachte Tizian laut auf.

»Oh nein. Die gibt es doch nicht hier. Albonien ist die Waldwelt, hier herrschen die Waldgeister – Waldelfen, Kobolde, Dryaden und andere Wesen des Holzes. Hast du darüber noch nichts gelesen?«

Aria schüttelte den Kopf, während sie dabei aufgeregt mit ihrem Oberkörper vor und zurück wippte. Dieser Mann kannte die Welt – er war schon viel gereist, hatte viel gesehen und konnte ihr von all diesen aufregenden Dingen erzählen.

»Was ist die Waldwelt und wo gibt es die Meerjungfrauen?«, fragte sie neugierig und ließ die beiden Murmeln wieder durch ihre Finger gleiten. Tizian zuckte zusammen und hielt inne, als erkenne er erst jetzt, dass er mit einem kleinen Mädchen sprach, das ihm gerade mal bis zur Hüfte reichte. Er machte eine abwehrende Handbewegung.

»Das ist eine lange Geschichte und gewiss nichts für Kinderohren. Die Märchen der Felselven, Meerjungfrauen und Wüstenlöwen kennst du doch bestimmt? Wenn du älter bist und mehr gelesen hast, wirst du davon erfahren. Jetzt habe ich leider keine Zeit mehr. Ich muss mich wieder auf den Weg machen.« Er strich sein neues Hemd glatt, als er plötzlich in der Bewegung verharrte. Mit schmalen Augen starrte er das junge Mädchen auf dem Fenstersims an.

»Woher hast du das?«

»Was?«, fragte Aria erstaunt und sah an sich hinab.

»Die Kugeln da in deiner Hand. Kann ich die mal kurz sehen?«

Sie hörte auf, die Murmeln im Kreis zu wirbeln, und betrachtete die farbenfrohen Glaskugeln, eine gelb, die andere grün.

»Die habe ich von meiner Großmutter.« Verwirrt blickte sie wieder zu den hellblauen, wachen Augen.

»Kann ich mir die mal kurz ...«, begann der Mann, wurde aber unterbrochen, als Hest plötzlich ins Zimmer kam.

»Ach, du siehst ja wieder fit und munter aus. Freut mich, dass du wieder auf den Beinen bist«, begrüßte ihn der Hafengewächter. Der junge Mann erhob sich und klopfte Hest auf die Schulter.

»Ich bedanke mich noch einmal herzlich für die Kleidung. Meine eigene war leider nicht mehr zu retten. Ich muss schnellstens los, mir neue Sachen besorgen, damit ich meine Reise fortsetzen kann. Ich werde dir deine Kleidung noch heute zukommen lassen. Sobald ich meine Bekannten in der Stadt aufgesucht und mir etwas Geld für neue Kleidung besorgt habe, werde ich mich neu einkleiden und dir deine Sachen zurückbringen. Hoffentlich werde ich die Stadt noch vor heute Abend verlassen haben. Ich danke dir vielmals für deine Hilfe.«

Hest winkte ab.

»Behalt die alten Sachen. Die sind keiner Mühe mehr wert. Viel Glück auf deinen Wegen!«

Tizian machte eine kleine elegante Verbeugung. Die Tür zur Küche öffnete sich erneut, als Lydia ihren Kopf ins Arbeitszimmer streckte.

»Komm, Aria, ich habe noch etwas Fisch und Kartoffeln für dich übrig.«

Aria, die ihren knurrenden Magen jetzt wieder merkte, sprang schnell auf und folgte der Frau. In ihrer Hast entging ihr, wie der fremde Mann, dessen Name Tizian war, sich bückte. Er schnürte einen Schuh enger und verfolgte Hest dabei aufmerksam aus den Augenwinkeln. Der Alte setzte sich wieder hinter seinen Schreibtisch und steckte seine Nase in die Papiere. Der Mann, der so gewissenhaft seine Schuhe schnürte, streckte unauffällig seine ringbesetzte Hand aus, mit der er eine blaue Murmel umschloss, die neben ihm auf dem Boden lag. Beim Aufstehen verschwand sie schnell in seiner Hosentasche. Gleich darauf verschwand auch der Mann – nach draußen. Schon nach wenigen

Schritten war er zwischen den vielen Menschen und Kisten am Kai nicht mehr zu sehen.

Aria suchte lange nach ihrer fehlenden Murmel, sogar Lydia half ihr. Doch am Abend, nachdem sie schon viele große Tränen vergossen hatte, musste sie doch ohne sie nach Hause gehen.

»Sie ist vielleicht zur Tür hinausgerollt und zwischen die Pflastersteine oder gar in den Abwasserkanal gerutscht? Sei nicht traurig, Kleine. Du hast doch noch zwei. Pass nur gut auf sie auf. Vielleicht holen wir dir morgen auf dem Markt eine neue? – Schau nicht so! Ich weiß, dass sie dann nicht von deiner Oma ist. Ach, komm her«, hatte Lydia gesagt und Aria in den Arm genommen. Dabei war es nicht nur die verschwundene Murmel, die ihre Laune trübte. Über der Suche hatte sie die Zeit vergessen. Vor wenigen Minuten hatte der Ball begonnen, für den sie sich ein schönes lilafarbenes Kleid ausgesucht hatte, um ihrer Mutter eine Freude zu machen. Eilig verabschiedete sie sich und rannete durch die Straßen der Stadt, vorbei an schreienden Händlern und spielenden Kindern, zwischen Kutschen und durch Menschenmassen hindurch, die den fahrenden Spielleuten bei ihren Kunststücken zusahen. Die Feuerkeule eines Feuerschluckers flog haarscharf an ihrem Kopf vorbei, als sie schnell vor ihm vorbeihuschte. Keuchend näherte sie sich ihrem Haus. Die Luft war frisch und trotz der Anstrengung fröstelte sie. Sie hatte ein schlechtes Gewissen und hoffte, dass ihre Eltern nicht zu sehr enttäuscht von ihr waren.

Doch als Aria in die Meeresbuchtstraße einbog, sah sie schon von Weitem eine große Mensentraube, die sich genau vor ihrem Stadthaus gebildet hatte. Verwundert blieb sie stehen und beobachtete die Menschen. Aus der Entfernung konnte sie nichts Genaueres erkennen. Die meisten der Leute aber – wie sie an der Kleidung der Menschen erkannte – waren reiche Freunde und Bekannte ihrer Eltern. Hatte sie etwa einen wichtigen Termin verpasst? Würde sie Ärger abbekommen? Vorsichtig näherte sie sich der Versammlung und schob sich langsam zwischen den langen Beinen der Erwachsenen, die sie gar nicht beachteten, bis zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit hindurch. Sie ging an

zwei Paar langen Beinen vorbei und blieb im nächsten Augenblick wie erstarrt stehen.

Zum ersten Mal in ihrem so jungen Leben hatte sie das Gefühl, die Zeit hielte einfach an. Sie stand da, ohne wirklich dazustehen. Der Anblick ihrer toten Eltern war ein Bild, das sie niemals vergessen würde. Gleich neben der umgekippten Kutsche lagen sie auf der Straße. Ihr Blut hatte sich über die Pflastersteine ergossen wie eine seidene Decke, die im Abendlicht unnatürlich schön schimmerte. Ihre blassen Gesichter sahen aus, als würden sie schlafen.

»... hat einfach ausgeschlagen, das Pferd«, hörte sie wie durch eine dicke Mauer die Erklärungen eines Mannes, die an die Umstehenden gerichtet waren. »Da war dieser Hengst ausgebücht – du weißt schon, das Tier von den Stellings. Und der ist die Straße runter gerannt. Der Braune hier ist ganz nervös geworden. Ausgeschlagen hat er, sag ich dir, und die Kutsche ist einfach so umgekippt. Das war aber noch nicht das Schlimmste. Sie hatten Pech – einfach Pech! Da ist der Hengst in vollem Galopp über sie drübergesprungen. Hat sie beide am Kopf getroffen. Ein schlimmer Unfall. Das arme Mädchel, das jetzt ohne ihre Eltern ist. Sie hatten doch ein Kind, oder? So ein roter Lockenkopf. Auffällig mit ihren grünen Augen. Hab sie nur einmal gesehen, wenn ich mich recht erinnere.« Aria spürte die Tränen gar nicht, die über ihre Wangen liefen.

Als sie wenige Tage später an der Reling eines kleinen Segelschiffs stand, erinnerte sie sich nur noch an ein lautes Schluchzen, das sie nicht als ihr eigenes wahrgenommen hatte. Irgendwann hatte sich eine Hand über ihre Augen gelegt und jemand hatte sie vom Unfallort weggeführt. Sie erinnerte sich noch, dass Dorothes auf sie eingeredet hatte, aber nicht mehr daran, was sie gesagt hatte. Jetzt fuhr ihr der Wind durch die Haare und umspielte sie wie ein heiterer Tänzer. Ihre Finger hielten krampfhaft die beiden Murmeln, die sie jetzt nicht mehr aus den Augen verlor. Sie sah nicht zurück. Sie wusste, dass das nicht gut war. Stattdessen schaute sie flussaufwärts, dorthin, wo der Wald am Ufer immer dichter wurde. Ihre Großmutter konnte sich nicht um sie kümmern, würde aber in einigen Wochen nachkommen. Sie wusste

nicht, was aus der Plantage werden würde. Sie war zu jung zum Erben, daher fiel das Land in die Hände ihres Onkels, dem das Weingut gehörte. Wahrscheinlich verkaufe man die Walnussplantage, hatte Dorothes ihr erklärt. Sie machte ihr auch verständlich, dass jetzt der Bruder ihrer Mutter auf sie aufpassen würde. Schließlich hatte der eine Tochter in ihrem Alter. Dass der Bruder ihres Vaters sich geweigert hatte, sie aufzunehmen, erfuhr sie erst viele Jahre später. Aria und Dorothes waren in dem großen Stadthaus mit den wichtigen Leuten gewesen. Dort hatte man sie viele Dinge gefragt und viele Dinge aufgeschrieben, deren Wichtigkeit ihr schleierhaft war. Dorothes hatte erklärt, dass ihr nun viel Geld gehörte, um das sich bis zu ihrer Hochzeit aber ihr Onkel kümmern würde, und dass ein Teil davon jetzt auch an die Stadt ging. Ihr Onkel hieß Faret Tebenel, hatte man ihr gesagt, und dass er in einem schönen Dorf in der Nähe der Hauptstadt Kriska wohnte. Er hatte nicht reich geheiratet wie ihre Mutter und besaß ein kleines Wirtshaus auf dem Land. Dort würde es ihr sicher gefallen. Sie hatten sehr ernst und würdevoll geguckt, die wichtigen Männer, und Aria hatte sich klein gefühlt.

»Hat die junge Dame noch einen Wunsch?«, hatte der Mann mit der lächerlich großen, weißen Lockenperücke, der auf dem hohen Stuhl saß, gefragt.

»Kann ich einen anderen Namen haben?« Alle hatten erstaunt zu ihr geblickt, doch Aria hatte mit fester Stimme gesprochen. Sie hatte in den Elfengeschichten viel über Namen gelesen. Auch davon, dass Elfen öfter ihre Namen wechselten. Das hatte etwas mit ihrer Persönlichkeit zu tun, mit dem stetigen Wandel des Ichs und der Welt. Dinge, von denen eine Siebenjährige noch nicht viel verstand. Aria wollte einfach einen Abschnitt ihres Lebens hinter sich lassen – als eine Erinnerung, die nicht mehr war als eine Geschichte, an die sie sich ab und an erinnern würde – an regnerischen Wintertagen vielleicht oder bei einsamen Spaziergängen. Sie wusste um die Bedeutung von Namen in der Gesellschaft. Aria war ein Adelsname, der *»die vom Glück Beschenkte«* bedeutete. Ihre Eltern hatten wohl auf ihre ruhmreiche Zukunft spekuliert. Doch sie wollte nicht weiter durch die Welt laufen und sich jedes Mal beschämt zur Seite drehen, wenn die Leute ihren vollen Namen hörten und sie mit hochgezogenen Augenbrauen musterten.

»Natürlich, natürlich«, hatte der wichtige Mann mit der Perücke nach kurzem Nachdenken gesagt und sie mitleidig angeschaut. »Wenn dir das hilft, werden wir deine Papiere ändern. Du bist noch jung. Da geht das noch – ist aber eine Ausnahme, dass wir das so einfach machen, ja? Wie möchtest du denn heißen?«

Aria hatte den Kopf schiefgelegt. In den letzten Tagen hatte sie lange nachgedacht. Es gab einen Elfenamen, der ihr in den Büchern schon öfter aufgefallen war. Zum einen, weil er als einziger für sie gut und verständlich aussprechbar erschien und zum anderen, weil seine Übersetzung ›*das Blumenkind*‹ bedeutete – ein dem Schicksal unterlegenes Wesen, das dem Lauf der Zeit ohne Widerstand folgt und dabei in voller Schönheit erblüht.

»Lilua«, hatte sie gesagt und voller Freude in die erstaunten Gesichter der Erwachsenen geblickt.

»Lilua Tebenek«, hatte sie nach kurzem Überlegen hinzugefügt. Damit war die Sache abgeschlossen.

Ein Vogel flog dicht an ihrem Kopf vorbei, dem sie mit dem ersten Lächeln ihres neuen Lebens nachschaute. Ihr entging nicht, dass sie ihr Lächeln in die Richtung zurückwarf, aus der das große Schiff sie wegtrug. Sie erlaubte dem Moment, einen kurzen Augenblick zu verweilen. Gleich darauf richtete sie ihren Blick wieder flussaufwärts.

»Lilua«, flüsterte sie und spürte, wie der Wind ihren Namen ergriff und in die Welt hinaustrug.

Das Buch ist erhältlich auf sartora.de

1. Auflage

*Copyright © by sartora studios & Edition Weltenschreiber 2020
Edition Weltenschreiber Imprint vom
Wiesengrund Verlag www.edition-weltenschreiber.de
www.wiesengrund-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten.*

*Lektorat: Jörg F. Nowack
Korrektur: Alexandra Fauth-Nothdurft
Illustrationen und Cover: Vera Sator Umschlaggestaltung:
Printed in Germany*